



Thema

Persönliches stärken

Schule im 21. Jahrhundert

Vom Lehren zum Lernen



Schule hat die Aufgabe, Kinder und Jugendliche auf ihrem Weg zu einer ganzheitlichen Entfaltung der Persönlichkeit zu unterstützen und sie zu befähigen, am Leben in der Gemeinschaft aktiv teilzunehmen. Es stellt sich die Frage, wie dies heute, in einer Zeit großer gesellschaftlicher und kultureller Umbrüche und Veränderungen, erreicht werden kann. Die Regierungen vieler Länder denken über zeitgemäße Bildungs- und Ausbildungskonzepte nach, die den neuen Anforderungen gerecht werden. Es ist nicht notwendig, alles Bisherige über Bord zu werfen, wohl aber sind Weiterentwicklung und Ergänzung des traditionellen Verständnisses von Lernen erforderlich.

Es geht um die Klärung, was sinnvolles und nachhaltiges Lernen ist, das sich an den tatsächlichen Notwendigkeiten und Lernbedürfnissen der Kinder und Jugendlichen orientiert. Ein Lernen auf „Vorrat“, das für das ganze Leben ausreicht, ist nicht mehr möglich. Das große Ziel der Bildung ist nicht das Anhäufen von immer mehr Fakten. Es geht darum, die Kinder und Jugendlichen zu befähigen, sich Grundwissen anzueignen, dieses „anschlussfähige“ Grundwissen ständig zu erweitern und das Wissen in Handlungen umzusetzen. Lernmethodische Kompetenzen müssen als Voraussetzung für Wissensaneignung, Wissensverarbeitung und für lebensbegleitendes Lernen aufgebaut werden. Eine wichtige Konsequenz daraus ist, dass das Augenmerk vom Lehren zum Lernen gelegt wird.

Ein neues Verständnis von Lernen und Lehren

Das menschliche Gehirn ist auf lebenslanges Lernen eingestellt. Von null bis sechs Jahren lernt das Kind besonders viel und schnell. Lernen erfolgt nicht passiv, sondern ist ein aktiver Vorgang, in dessen Verlauf sich Veränderungen im Gehirn der Lernenden abspielen. Kinder erschließen sich ihre Umwelt ganzheitlich; alle Sinne sind in unterschiedlicher Weise beteiligt. Denken, Fühlen, Handeln und Erleben gehören untrennbar zusammen. Lernen entwickelt sich dabei nicht linear fortlaufend, kleinschrittig von Stufe zu Stufe, sondern baut auf dem Vorhandenen auf. Dabei wird das vorhandene Wissen umstrukturiert, indem Neues integriert wird. Diese Tatsache ist bei der Gestaltung von Lernprozessen Rechnung zu tragen. Das wiederum hat weit reichende Konsequenzen für den Unterricht. Der Individualität der Kinder ist in der Schule mit einer Vielfalt von Lernarrangements und Lernwegen zu begegnen. Nicht für jedes Problem und für jeden Menschen greift die gleiche Methode. Die Orientierung am einzelnen Kind hat zur Folge, dass nicht alle Kinder zur gleichen Zeit das Gleiche lernen müssen. Eine Besonderheit des Lernens in der Schule ist es jedoch, dass es in Gemeinschaft mit anderen geschieht, und dass Erfahrungen demokratischen und sozialen Verhaltens den Lernprozess des einzelnen Schülers und der einzelnen Schülerin wesentlich mitbestimmen. Eine Aufgabe der Lehrerinnen und Lehrer ist es, eine Balance zwischen dem Lernen des Einzelnen und dem Lernen in der Gruppe herzustellen.

Durch differenzierte Lernangebote und erweiterte Formen des Unterrichts, die vor allem eine erhöhte Selbststeuerung von Lernprozessen durch die Lernenden zulassen, sollen der Schüler und die Schülerin befähigt werden, den eigenen Lernbedarf wahrzunehmen, den eigenen Lernprozess mitzuplanen, zu gestalten und zu reflektieren. Das bedeutet, dass Kinder mit ihren unterschiedlichen Voraussetzungen gesehen werden, und dass ihnen individuelle Lernzeiten, individuelle Lernziele, Lernwege und Lernzeiten zugestanden werden. Ziel ist es, das ganze Potenzial menschlichen Lernens zu wecken und zu pflegen und das Lernen immer mehr in die Entscheidung und Verantwortung der Lernenden zu rücken.

Dieses Verständnis von Lernen führt keineswegs zu einer Verminderung der Leistungsansprüche, sondern im Gegenteil: Wenn von den Lernenden erwartet wird, dass sie die größten für sie möglichen Entwicklungen erreichen, ist dies der höchste Leistungsanspruch, der überhaupt gestellt werden kann.

Was, wie und wozu?

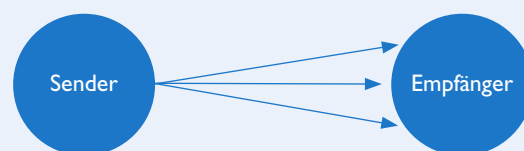
Aus der Lernforschung ist bekannt, dass Kinder und Jugendliche besonders dann effektiv und mit Verständnis lernen, wenn sie über das Was, Wie und Wozu ihres Lernens Bescheid wissen. Das Nachdenken über das eigene Lernen hilft nicht nur die Inhalte besser zu verstehen, sondern auch lernmethodische Strategien bewusst wahrzunehmen und weiter zu entwickeln und damit lernmethodische Kompetenzen aufzubauen, die auf lebenslanges Lernen vorbereiten. Kinder und Jugendliche lernen zielgerichtet zu arbeiten, das eigene Tun zu planen, zu organisieren und zu reflektieren, die eigenen Arbeiten zu präsentieren, ihre Entscheidungen zu begründen und ihren Lernweg zu dokumentieren. Lernen wird, wenn es verstärkten Praxisbezug aufweist und als handlungsorientiert und ganzheitlich erlebt wird, als ein für das eigene Leben sinnvoller Prozess wahrgenommen.

Die Schule muss dazu mehr Flexibilität zulassen und Lernwege und Lernzeiten vorsehen, die der Individualität der Schülerinnen und Schüler besser Rechnung tragen und eine Öffnung der derzeitigen Klassenstruktur (altershomogene Jahrgangsklasse) zulassen. Das Lernen in klassenübergreifenden Lerngruppen, die nach Neigungen, Begabungen oder Leistungen gebildet werden, fördert das personenbezogene Lernen.

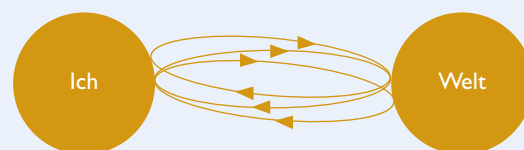
Zur Realisierung dieses neuen Lernverständnisses sind vielfältige Voraussetzungen erforderlich. So stehen Lehrpersonen vor einer neuen, zusätzlichen Herausforderung. Sie werden immer mehr zu Gestaltern von Lernumgebungen, zu Lernberaterinnen und -beratern, zu Lernbegleiterinnen und -begleitern, die Prozesse in Gang setzen und fördern, die eine selbsttätige und selbstständige Erschließung von Lerninhalten durch die Schüler und Schülerinnen ermöglichen. Eine systematische Beobachtung der Lernprozesse und eine Diagnose derselben sind notwendige Voraussetzungen. Zudem nimmt die Familie eine neue bedeutende und tragende Rolle ein. Von ihr wird mehr Mitentscheidung und Mitverantwortung für den Lernweg des Kindes verlangt.

Das neue Lernverständnis spiegelt die Überwindung des alten Paradigmas wider, das eine lineare Vermittlung von Wissen als Basis für das Lernen ansah. Horst Siebert bringt dies in folgender Grafik gut zum Ausdruck.

Von einer linearen Vermittlung von Wissen



zur rekursiven, selbst gesteuerten Aneignung von Wissen



(Horst Siebert, Selbstgesteuertes Lernen und Lernerberatung)

Eva Lanthaler, Inspektorin am Schulamt

Rudolf Meraner, Direktor des Pädagogischen Instituts

Alle Möglichkeiten ausschöpfen

Aufbau einer begabungsfreundlichen Lernkultur

Die Förderung sportlicher Talente und musikalischer Begabungen hat in unserer Kultur eine lange Tradition und findet ein gesellschaftliches Umfeld vor, welches durch eine günstige Einstellung zur Entwicklung dieser Fähigkeiten gekennzeichnet ist. Bei anderen Begabungen hingegen hält sich hartnäckig der Mythos, dass sich Begabungen von selbst durchsetzen und keiner speziellen Förderung bedürfen.

Unsere Gesellschaft sieht sich heute mehr denn je vor enorme globale Herausforderungen gestellt, deren Lösung, wenn überhaupt, nur durch gemeinsame Anstrengungen und ein „Ausschöpfen der Begabungsreserven“ möglich ist. Wenn hervorragende Fähigkeiten durch ungenügende Förderung, Langeweile und Anpassungsdruck verkümmern, bedeutet das – abgesehen vom persönlichen Leid der Betroffenen – einen Verlust für die Gesellschaft, den sich kein Staat leisten kann. Schon vor einigen Jahren hat die OECD prognostiziert, dass die Zahl der Maturantinnen und Maturanten sowie der Akademikerinnen und der Akademiker in Europa viel zu niedrig sei, um die Probleme der Zukunft zu bewältigen.



Begabung entwickelt sich im Zusammenspiel mehrerer Faktoren

Andererseits: Hohe Intelligenz allein ist noch keine Garantie für besondere oder gar hervorragende Leistungen, weder in der Schule noch im späteren Berufsleben. Das wird Lehrpersonen immer wieder schmerzlich bewusst. Nicht umsonst heißt einer der beliebtesten Sätze in den Schülerbeurteilungen: „... schöpfte seine Möglichkeiten nicht voll aus.“ Wenn Begabung einen positiven Niederschlag haben soll, müssen andere Faktoren wie Unterstützung und Bestätigung durch Eltern und Lehrpersonen, Umgang mit Gleichaltrigen (intellektuelle Peers) sowie vor allem persönlicher Anstrengungswille und Motivation dazu kommen. Auch begabte Schülerinnen und Schüler sind für ihr Lernen in erster Linie selbst verantwortlich.

Begabtenförderung versus Elitebildung

Wenn heute dem Begriff Begabtenförderung noch immer der Geruch des Elitären und Separatistischen anhaftet, so ist das zweifellos nicht zuletzt als Bürde der jüngeren deutschen Geschichte zu sehen, und geht zurück auf eine Zeit, in der Diktaturen planmäßige Elitebildung und Aufzucht einer Auslese zu einem Gestaltungsprinzip der Gesellschaft gemacht haben. Begabtenförderung grenzt sich davon klar ab, betont gleichzeitig aber auch, dass kein gesellschaftliches System und ganz sicher auch keine Demokratie denkbar sind, welche ohne Eliten auszukommen imstande wären.

Vom kompensatorischen Prinzip zur Förderung aller Schülerinnen und Schüler

Dass Lernende, die im Unterricht nicht mithalten können, unter Stress leiden und als Folge davon aggressiv und zu Störenfrieden werden, hat man längst erkannt. Relativ neu hingegen ist die Erkenntnis, dass auch peinigende Langeweile Stress erzeugen und zu Frustration, Ablehnung, Trotzverhalten und oft auch zu Gewaltbereitschaft führen kann. Ein Kind, das zum wiederholten Male einen Themenbereich üben soll, den es längst beherrscht, wird sehr bald ein Sinnproblem bekommen und wird – je nach charakterlicher Eigenheit – möglicherweise zu rebellieren beginnen und vielleicht durch wiederholte Regelverstöße dafür sorgen, dass die Langeweile weniger wird. Nach J. Huser machen die unterforderten Jungen schneller auf sich aufmerksam, während die Mädchen eher dazu neigen, ihre Wut zurückzuhalten und gegen sich selbst zu richten.

Für fast zwei Jahrzehnte wurde der – durch das Gesetz 517 aus dem Jahr 1977 festgeschriebene – Integrationsgedanke fast ausschließlich verstanden als Grundlage für den Einbezug und die bessere Förderung von jenen Kindern, die aufgrund ihrer geminderten kognitiven Möglichkeiten Nachteile in der Gesellschaft und vor allem bei der Zuteilung von Berufschancen zu erwarten hatten. Seit mehreren Jahren allerdings bricht sich die Erkenntnis Bahn, dass Individualisierung und Differenzierung

Prinzipien sind, welche für jede einzelne Schülerin und jeden einzelnen Schüler gelten; dass neben den Lernschwachen also auch begabte und hochbegabte Lernende ein Recht auf besondere Förderung haben. Der alte Begriff des „Begabens“ (Roth 1952) kommt heute wieder stärker zu seinem Recht. Damit ist nichts anderes als der fördernde, entwickelnde und entfaltende Aspekt der Lehrertätigkeit gemeint.

Begabtenförderung und Schulreform

Die Schulreform, die in allen Pflichtschulen Südtirols ab dem nächsten Schuljahr umgesetzt werden muss, wird in dreifacher Hinsicht für die Begabtenförderung gute Voraussetzungen schaffen:

- Die Schulreform geht von einer Philosophie aus, die das eigenständige selbstverantwortliche Lernen der Schülerinnen und Schüler in den Vordergrund rückt. Die Lehrpersonen haben in dieser Optik in erster Linie dafür Sorge zu tragen, Voraussetzungen für selbständiges Arbeiten zu schaffen und sicher zu stellen, dass die Lernenden eine anregende Arbeitsumgebung vorfinden. Differenzierte Lernangebote sollten es auch besonders Begabten erlauben, nach eigenem Tempo und Rhythmus zu arbeiten. Nicht an ein Mehr an Aufgaben ist dabei gedacht, wohl aber müssen die begabteren Lernenden die Möglichkeit haben, Arbeitsaufträge auf einem höheren Anspruchsniveau zu bewältigen als ihre Mitschülerinnen und -schüler.
- Nicht nur für lern- und leistungsschwache Schülerinnen und Schüler ist in Zukunft ein individueller Lernplan zu erstellen, sondern für alle Lernenden, wodurch das schräge Bild, welches einseitig den kompensatorischen Auftrag der Schule betonte, zurecht gerückt wird.
- Durch die Trennung in Pflicht- und Wahlfächer können die Lernenden besser ihren Neigungen und Interessen nachkommen und Förderkurse besuchen, die von der Schule angeboten werden.

Viele Lehrkräfte und viele Schulen haben auf die geänderten Lernerfordernisse von Kindern und Jugendlichen längst reagiert und bemühen sich seit Jahren darum, ein nachhaltiges und anschlussfähiges Lernen zu ermöglichen. Schülerzentrierte Unterrichtsformen, die Begabte wie Lernschwache gleichermaßen fördern, wie etwa Werkstattunterricht, Arbeit mit Wochenplan, Freiarbeit usw. sind an den meisten Schulen auf der Tagesordnung. Viele Schulen nutzen aber auch erfolgreich die organisatorischen und didaktischen Spielräume, welche die Schulautonomie zur Verfügung stellt.

Um den zusätzlichen Aufgaben und Belastungen gerecht zu werden, wird es für Lehrpersonen nützlich sein, sich verstärkt in Teams zusammenschließen, sich gegenseitig zu unterstützen und Arbeiten und Aufgaben aufzuteilen. Wie Lehrende insgesamt gestärkt werden können, um im Spannungsfeld zwischen der Förderung jedes Einzelnen und der Handhabung eines kollektiven Unterrichts bestehen zu können, ist freilich ein anderes Kapitel, welchem verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet werden muss.

Ulrike Hohr

Mitarbeiterin des Pädagogischen Instituts

Konflikte lösen

Mediation an Schulen

Mediation, eine „harmonisierende Vermittlung bei persönlichen oder sozialen Konflikten“, hat eine lange Tradition. Mit Hilfe einer Mediatorin oder eines Mediators, welche als unparteiische Dritte bei der Konfliktlösung behilflich waren, versuchte man bereits im alten Ägypten und in anderen östlichen Kulturen im Vorfeld Konflikte zu lösen, um damit die Justiz zu entlasten. Mediation ist ein Schlichtungsmodell, das in den 60er und 70er Jahren in den USA von chinesischen Einwanderern erneut aufgegriffen und auf Grund des überraschenden Erfolgs bei Nachbarschafts- und Familienstreitigkeiten immer populärer wurde. Seit den 90er Jahren findet Mediation auch im europäischen Raum immer mehr Anklang.

Grundvoraussetzung zur Konfliktlösung ist, dass sich alle Konfliktparteien freiwillig für eine Mediation entscheiden und gewillt sind, zusammen zu einer gegenseitig befriedigenden Lösung zu gelangen. Zwei Grundannahmen sind für die konstruktive Konfliktlösung unerlässlich: Das positive Menschenbild und der positive Konfliktbegriff. Unabhängig davon, wie der Konfliktbegriff definiert wird, entscheidend für die Vermittlung in Konfliktsituationen ist die Grundposition, dass Konflikte als etwas Positives zu betrachten seien. Konflikte bieten eine Chance zur Veränderung und Weiterentwicklung von Beziehungen und Strukturen.

Die fünf Phasen der Mediation

Phase 1: Gesprächseinstieg

Vor dem Beginn der Mediation vereinbart die Mediatorin oder der Mediator mit den Konfliktparteien einfache Grundregeln wie: Keine Unterbrechung, wenn eine der Parteien spricht! Keine gegenseitigen Beschimpfungen! Keine Gewalt! Die Mediatorin oder der Mediator versichern Unparteilichkeit und Vertraulichkeit. Letztere wird auch von den anwesenden Konfliktparteien erwartet. Weiters wird darauf hingewiesen, dass die Beteiligten selbst den Fall lösen werden.

Die Überleitung in die zweite Phase erfolgt, indem die Mediatorin oder der Mediator noch einmal zusammenfassend den bisherigen Informationsstand zum Konflikt darstellen.

Phase 2: Darlegen der Standpunkte

In dieser Phase legen die Konfliktparteien nacheinander ihre Standpunkte dar. Die Kommunikation läuft über die Mediatorin oder den Mediator; die Sachinformationen und Gefühle der Gesprächspartnerinnen und -partner zusammenfassen. Wertende Aussagen und Schuldzuweisungen werden so neutral als möglich umformuliert. Die Mediatorin oder der Mediator sind in dieser Phase stark gefordert. Sie müssen den Konfliktparteien durch aktives Zuhören, Mimik und Gestik ungeteilte Aufmerksamkeit zeigen und verstärkt auf die Einhaltung der Regeln achten, da Gefühlsäußerungen und Unterbrechungen besonders in dieser Phase vorkommen können.

Phase 3: Konflikterhellung

In dieser Phase sollen die Hintergründe der Probleme deutlich werden und zu einem tieferen Verständnis des Konfliktes führen. Man geht von der Annahme aus, dass dem sichtbaren Konflikt ein nicht sofort sichtbarer Hintergrund von Ängsten und Bedürfnissen verborgen liegt. Die Mediatorin oder der Mediator versuchen diesen Hintergrund durch geschickt gestellte Fragen zu durchleuchten, um das Bild der Konfliktlage zu vervollständigen. Dies bewirkt für die Konfliktparteien in der Regel eine bessere Wahrnehmung der eigenen Position sowie der des Gegenübers.

Phase 4: Problemlösung

Konnte infolge des Austausches über den Konflikt Verständnis für die Situation der anderen Seite entwickelt werden, beginnen die Beteiligten über eine Lösung des Problems nachzudenken. Konkrete Fragestellungen wie „Was möchte ich? Was bin ich bereit zu tun?“ helfen, die eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen, aber auch die Anliegen der Gegenseite zu berücksichtigen. Sollte es zu keiner zufrieden stellenden Einigung kommen, müssen die Mediatorin oder der Mediator noch einmal zurück in die Konflikterhellungsphase lenken.

Phase 5: Vereinbarung

Zur letzten Phase der Mediation gehört eine schriftliche Vereinbarung. Nach Überprüfung verschiedener Lösungsvarianten wird eine Entscheidung getroffen und diese in einem Einigungsformular festgehalten. Die Vereinbarung muss auf einem Konsens beruhen, der für die Konfliktparteien akzeptabel ist und eine realistische Lösung der Probleme ermöglicht. Die Parteien müssen sich über die Folgen der Vereinbarung im Klaren sein und diese auch mittragen können.

Mediation im Schulalltag

Der pädagogische Alltag in Schulen hat sich in den vergangenen Jahren stark verändert und Lehrpersonen vor neue Herausforderungen gestellt. In einer Gesellschaft, in der eine multikulturelle Meinungsvielfalt vorherrscht und es zwangsläufig immer wieder zu Auseinandersetzungen kommen wird, ist der pädagogische Auftrag komplexer geworden. Konflikte gehören auch in der Schule immer wieder zum Alltag und sind nicht per se zu verurteilen. Die Bewältigung kann eine Überprüfung des eigenen Standpunktes, die Akzeptanz anderer Meinungen und somit eine gegenseitige Anerkennung mit sich bringen. Der Erwerb sozialer Fähigkeiten und Fertigkeiten muss daher im Unterricht genauso Berücksichtigung finden wie der Erwerb von Grundkompetenzen wie Lesen, Schreiben und Rechnen.

Mediation als ein Schlichtungsmodell verspricht, Entlastung in schulische Konfliktsituationen zu bringen. Sie ermöglicht streitenden Parteien (Schülerin/Schüler – Schülerin/Schüler; Lehrpersonen – Lehrpersonen; Lehrpersonen – Eltern; Eltern – Eltern; Lehrpersonen – Schülerinnen/Schüler; u. a.) ihre subjektive Sichtweise darzustellen und verhindert somit, dass bestehende Konflikte zu gewaltigen, gewalttätigen oder dauerhaften Auseinandersetzungen führen. Schulmediatorinnen und -mediatoren müssen nicht nur vermitteln, sondern in bedrohlichen Situationen auch intervenieren können, ohne gleich ein Urteil über Schuld oder Unschuld zu sprechen.

Die Schulmediatorinnen und Schulmediatoren

Die Dienststelle für Gesundheitserziehung, Integration und Schulberatung hat zusammen mit dem Pädagogischen Institut Nordtirol einen zweijährigen Lehrgang „Mediation an Schulen“ (2002-2004) organisiert, bei dem neun Südtiroler Lehrpersonen zu Schulmediatorinnen und -mediatoren ausgebildet wurden.

Schauen wir über die Grenzen des Landes hinaus, so sind es in erster Linie in Schulmediation ausgebildete Lehrpersonen der eigenen Schule, die als Schulmediatorinnen und -mediatoren tätig sind. Die „Klientinnen und Klienten“ sind in der Regel Heranwachsende, die Mediatorinnen und Mediatoren Erwachsene. Die Mediatorinnen und Mediatoren sind nicht nur Konfliktlotsen, sondern auch Lehrpersonen, was ein Machtungleichgewicht infolge des Altersunterschiedes und des jeweiligen Status impliziert. Aufgrund dieser teil-

weise hierarchischen Beziehung zum Klienten stellt die in der Mediation geforderte Allparteilichkeit eine besondere Herausforderung dar.

Um dem „Prinzip der Neutralität“ verstärkt Rechnung zu tragen, besteht die Möglichkeit, dass Schulmediatorinnen und -mediatoren nicht ausschließlich an ihren eigenen Schulen arbeiten. In Nachbarschulen versuchen sie in Schritten Mediation als ein Schlichtungsmodell im Schulalltag zu implementieren.

Streitschlichtung durch Schülerinnen und Schüler

Besondere Beachtung gilt dem Ansatz, Schülerinnen und Schüler selbst zu Streitschlichterinnen und -schlichtern, Konfliktlotsen oder Peermediatorinnen und -mediatoren auszubilden. Sie schaffen Raum für eine konstruktive Gesprächsatmosphäre und sorgen dafür, dass Gleichaltrige unter sich ohne Unterbrechungen und Beschimpfun-

gen ihre Sicht der Dinge schildern können. Die Schülerinnen und Schüler übernehmen selbst Verantwortung für eine gewaltfreie Auseinandersetzung und lernen voneinander, konstruktiv zu einer Lösung zu kommen. Der Einsatz von Konfliktlotsen entlastet Lehrpersonen und die beteiligten Schülerinnen und Schüler eignen sich wertvolle soziale Kompetenzen an.

Durch Schulmediation kann allen an der Schule Beteiligten geholfen werden, einvernehmlich selbst konstruierte Lösungen für Alltagskonflikte zu finden. Das soziale Klima an der Schule verbessert sich und die Zahl eskalierender Konflikte sinkt. Mediation sollte im Rahmen einer Gesamtstrategie, welche die Prävention und die Intervention mit einschließt, zu einer gewaltfreieren Konfliktkultur an der Schule beitragen.

Evelyn Matscher

Mitarbeiterin an der Dienststelle für Gesundheitserziehung, Integration und Schulberatung

